

Gabriele Dietze, Elahe Haschemi Yekani und Beatrice Michaelis gelangen in ihrem Beitrag „Checks and Balances“ zur Auffassung, dass „Queer Theory und Intersektionalität als korrektive Methodologien füreinander“ (109) fruchtbar gemacht werden können. Ausgehend von einer Analyse der Gemeinsamkeiten und Unterschiede beider Perspektiven wird anhand konkreter Beispiele und Analysen das Modell der ‚Queer Sectionality‘ vorgestellt. Trotz benannter epistemologischer Schwierigkeiten gehen die Autorinnen von einer gegenseitigen Bereicherung der beiden Perspektiven aus, da sie „produktive ‚Synergien‘ zwischen Queer Theory und Intersektionalität“ (113) auszumachen vermögen: Für die Perspektive der Intersektionalität bedeutet dies die „Abwesenheit der Kategorie Sexualität“ (114) zu überdenken, während die Queer Theory aufgefordert ist, ihr „lange[s] Schweigen zu Intersektionalität in einer eher weißen Genealogie der Queer Theory“ (107) zu beenden.

Der vierte Beitrag von Kerstin Palm schließlich macht es sich zur Aufgabe, epistemologische Debatten um Objektivität im Gender-and-Science-Bereich zu rekonstruieren und dabei die Vergeschlechtlichung positivistischer Objektivitätsbegriffe aufzudecken. Dabei gerät vor allem die Debatte um die Subjektposition in den Blick, was die Autorin dazu veranlasst, eine „Erweiterung der Standpunkttheorien um das Konzept eines aktiven Objekts der Erkenntnis“ (142) zu fordern. Zur Entwicklung eines solchen Ansatzes greift sie auf theoretische Entwürfe von Sandra Harding und Donna Haraway zurück.

Als Fazit lässt sich feststellen, dass der hohe Anspruch, „ein neues integrales Konzept zu Interdependenzen“ (20) zu bieten, wie die Autorinnen es in der Einleitung formulieren, konsequent eingelöst wird. Dass dieses Konzept im Rahmen eines Diskussionzusammenhangs vorgestellt wird, der sich einer „machtsensiblen Transdisziplinarität“ (ebd.) verschrieben hat, macht diese Publikation zu einem umso wichtigeren Beitrag zur aktuellen Debatte um Intersektionalität: Eine Pflichtlektüre für alle, die sich für Gender Studies interessieren!

Caroline Günther

Wi(e)der die Natürlichkeit von Körpergeschlecht und Zweigeschlechtlichkeit?!

Heinz-Jürgen Voß (2010) Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive. Bielefeld: transcript Verlag (466 S., 34,80 Euro).

Vor allem als Studierende_r, aber auch einfach nur als Interessierte_r der Gender Studies und spezieller noch als Vertreter_in poststrukturalistischer respektive dekonstruktivistischer Theorien von ‚Geschlecht‘ kennen wir sie nur zu gut, diese verfluchte Situation um dieses schon so viele Male geführte Gespräch, von dem wir bereits zu Beginn schon um den Ausgang wissen, dieses Gespräch, das

immer in diesem verhängnisvollen, da totschiagargumentativen Satz mündet: „Aber es gibt nun mal zwei Geschlechter – Männer und Frauen, das liegt in der Natur.“ Und als Geistes-, Sozial- und/oder Kulturwissenschaftler_innen wünschen wir uns dann immer fundiertes biologisch-medizinisches Wissen, mit dem wir diesem blinden Essentialismus begegnen können. Vielleicht ein Buch, auf das wir verweisen können. „Du glaubst mir nicht? Dann lies nach bei...?“ Ja, bei wem? Bei Heinz-Jürgen Voß, sage ich jetzt einfach mal ganz provokant.

Voß liefert uns mit seiner Dissertationsschrift *Making Sex Revisited. Dekonstruktion des Geschlechts aus biologisch-medizinischer Perspektive* ein Fußnotenbuch, auf das wir schon lange gewartet haben, und auf das wir, wie der Titel nahe legt, ohne es je (mehr als auszugsweise) gelesen zu haben, in einer Fußnote verweisen können. Und das ist jetzt überhaupt nicht negativ gemeint, denn bei der Fußnote, in der es erscheint, handelt es sich um die Fußnote schlechthin: um eine wissenschaftlich fundierte, übersichtlich strukturierte und dezidiert sowie reflektiert durchgeführte empirische Belegmöglichkeit der unserer Arbeit zugrunde liegenden Theorie. Oder kurz gesagt: Begründet und dargestellt wird unser Stimmrecht in medizinisch-biologischen Geschlechterdiskursen.

Vor dem Hintergrund einer biologisch-akademischen Ausbildung als Diplom-Biologe macht Voß die seit Jahrtausenden kontrovers diskutierte Frage, was denn nun unter ‚Geschlecht‘ zu verstehen sei, zum Gegenstand seiner interdisziplinären Arbeit. „Es soll offengelegt werden, welche Theorien mit welchen Argumentationen in naturphilosophischen bzw. biologisch-medizinischen Experten- (später Expert/innen-) Kreisen [bezüglich der Konzeption von (Körper-)Geschlecht, C.G.] vertreten wurden und aktuell vertreten werden“ (26). Situiert in im weitesten Sinne poststrukturalistischen Konzepten (Theoretischer Konstruktivismus, Dekonstruktion, Diskursanalyse, feministische Wissenschaftskritik und Systemorganisationstheorie) und sowohl diachron (von der griechischen und römischen Antike bis heute) als auch synchron (wissenschaftliche Wissensproduktionen als reziprok eingebunden in soziale Kontexte verstanden und daher neben Expert_innentexten auch z.B. ‚literarische‘ Texte einbeziehend) ausgerichtet, geht es Voß dabei um das Aufzeigen der Heterogenität von Diskursen und damit der Vielfalt von Wissensbeständen am Beispiel der Pluralität und Differenz von Expert_innenmeinungen zum Thema ‚gängige Körper-/ Geschlechtskonzeptionen‘. Zu den Texten, die Voß bezüglich seiner Fragestellung analysiert, gehören innerhalb naturphilosophischer bzw. biologisch-medizinischer Diskurse bekanntere wie solche von Aristoteles und Diogenes für die Antike sowie Ackermann und Weininger für die Moderne sowie unbekanntere wie beispielsweise Texte von Leukippos und Demokritos. Im Kontext von Voß als im weitesten Sinne ‚literarisch‘ eingestuften Texten, die ihm zur Skizzierung gesellschaftlicher Wissensbestände bezüglich ‚Geschlecht‘ dienen, zählen bekanntere Schriften wie beispielsweise von Wollstonecraft, Kant und Hippel sowie unbekanntere wie von Agrippa von Nettesheim, Gedicke und Leporin.

Zweigeschlechtlichkeit als Zweikörperlichkeit wird von Voß auf knapp 460 Seiten fundiert wissenschaftlich und übersichtlich strukturiert als kontingen-

te Konstruktion herausgestellt. Gegliedert ist die Dissertationsschrift in die Kapitel „Das differenzierte Geschlechterverständnis der Antike – Facetten von Ein- und Zweigeschlechtlichkeit“, „Zur Konstituierung von Geschlecht in modernen biologisch-medizinischen Wissenschaften“ und „Geschlechtsdetermination – von ‚dem hodendeterminierenden Faktor‘ hin zu Modellen komplex interagierender und kommunizierender molekularer Komponenten“. Voß liefert damit, wenn auch meiner Meinung nach theoretisch und methodisch zu oberflächlich, eine überzeugende empirische Grundlage einer innerhalb wissenschaftlicher (Geschlechter-)Diskurse mittlerweile 20 Jahre währenden Theoriediskussion. Vor diesem Hintergrund erhält die Dissertation ihre Relevanz.

Neue oder gar überraschende Ergebnisse bringt die Arbeit hingegen nicht – selbst eine Kritik an Laqueurs Ein-Geschlechter-Modell, wie Voß sie herausarbeitet, wurde vor Jahren bereits formuliert. Provokant ist meine Aussage am Beginn dieser Rezension also nicht hinsichtlich der Relevanz von Voß' Arbeit – es ist wichtig, dass sich endlich einmal jemand die Arbeit gemacht hat, das, was wir theoretisch wissen, empirisch interdisziplinär aufzuarbeiten, um dieses Wissen durch die Verbindung konstruktivistischer Gendertheorien mit medizinisch-biologischen Diskursen in biologisch-medizinischen Diskussionen zu stärken –, sondern hinsichtlich ihrer Aktualität. Im Zeitalter des *affective turn* wirkt es fast schon obsolet, auf jeden Fall aber um Jahre verspätet, einem biologischen Essentialismus einen Konstruktivismus entgegenzustellen und sich mit der diskursiven Konstruktion und Konstitution von Körperlichkeit und Zweigeschlechtlichkeit zu befassen. Weil wir es wissen: Wir wissen um die Konstruktion von Geschlecht, spätestens seit Butler auch um die Konstruktion des dichotomen Körpergeschlechts; wir wissen, dass wissenschaftliche Wissensproduktionen eingebunden in gesellschaftlich-diskursiven Strukturen, abhängig von medizin-technischen Machbarkeiten und situiert in manifesten Körpern zu konzipieren sind (spannend erscheint mir hier, dass Voß ohne einen Verweis auf Haraway auskommt, dass diese nicht einmal im Literaturverzeichnis auftaucht); wir wissen also, dass Wissensbestände kontingent sind und, übertragen auf ‚Geschlecht‘, dass das, was als ‚Geschlecht‘ gilt, variabel ist, dass es biologisch-medizinisch nicht einmal notwendig erscheint, von lediglich zwei Geschlechtern auszugehen. Wir wissen das alles theoretisch, aber empirisch ‚belegen‘ konnten wir es nie. Jetzt hat ein Biologe eine feministisch wissenschaftskritische, diskursanalytische Dekonstruktion von biologischer Zweigeschlechtlichkeit vorgelegt, und vielleicht vermag seine Arbeit Veränderungen einzuleiten. Denn Diskussionen rund um die Debatte ‚Geschlecht als biologische Essenz oder als gesellschaftliches Konstrukt‘ besitzen nicht nur im wissenschaftlichen Kontext Relevanz. Von einer differenzierteren Betrachtung der Konzeption von ‚Geschlecht‘, wie sie Voß vorlegt, profitieren besonders Menschen, die sich nicht in ein Zwei-Geschlechter-als-Zwei-Körper-Modell integrieren lassen. Prototypisch sind dafür mittlerweile Menschen mit der Diagnose ‚Intersexualität‘. Denn solange das Zwei-Geschlechter-Modell als ‚natürliche Tatsache‘ re-/produziert wird, werden Menschen mit der Diagnose ‚Intersexualität‘ pathologisiert. Dann werden weiterhin Genitaloperationen an

Neugeborenen vorgenommen, dann werden weiterhin Menschen mit polymorphem Körper(-geschlechts-)erscheinungsbild als ‚Monster‘ tituliert, dann werden weiterhin unzählige Selbstmorde scheinbar unbegründet erfolgen.

Passend zum Titel der Veranstaltungsreihe „Feminisms Revisited“ geht es in *Making Sex Revisited* also wieder um ein Wider natürliche Zweigeschlechtlichkeit und Zweikörperlichkeit, allerdings unter neuem Blickwinkel. Handlungsbedarf besteht hingegen noch immer. Wenn auch, dank Voß, dringlicher auf gesellschaftlicher denn wissenschaftlicher Ebene.

**Rezensionen zum Thema
,Elternschaft und Sozialisation'**

